

# Im Village werden die Nächte wieder lauter

Ein Augenzeugenbericht aus New York  
von Helmut Frielinghaus (8. Teil)

QUELLE: NZZ ONLINE\*

**Ein Gegengewicht zum lähmenden Alltag stellen Bücher und Zeitschriften dar. Sie sind wichtig, weil sie kritischen Journalisten, Schriftstellern und Intellektuellen ein Forum und viel Raum geben.**

New York, Dienstag, 18. September, 22 Uhr. Am Donnerstagabend spielen die New Yorker Philharmoniker unter Kurt Masur in der Avery Fisher Hall das «Deutsche Requiem» von Brahms; das Konzert wird von Fernsehen und Rundfunk über ganz Amerika ausgestrahlt. Am Samstagabend veranstaltet die Met, die Metropolitan Opera, einen Verdi-Abend mit einzelnen Akten aus «Un ballo in maschera», «Otello» und «Rigoletto». Alle Einnahmen aus beiden Veranstaltungen gehen an die Katastrophenhilfe. Einige Theater haben ihr Programm geändert, aber fast alle spielen inzwischen wieder. Die Buchwoche «New York is Book Country» soll wie geplant stattfinden. Sportveranstaltungen werden wieder aufgenommen. Die Kinos, die Jazzlokale, die Restaurants sind jeden Tag wieder ein bisschen voller. Im Village werden die Nächte wieder lauter. Das alles ist das wichtige Pendant zur gestrigen Wiedereröffnung der Finanzmärkte. Die New Yorker «machen von ihrer Stadt Gebrauch», probieren normalen Alltag. Viele, die deprimiert sind und das Alleinsein nicht aushalten, gehen ganz bewusst in die Museen und Konzerthallen, um Trost zu suchen. Manche fangen bei jedem Gespräch zu weinen an.

Es gibt so viele Gründe für Angst, zum Beispiel haben verschiedene Konzerne (so die Fluggesellschaft Continental Airlines) grosse Entlassungen angekündigt: Immer mehr Leute, mit denen ich spreche, sagen mir, dass sie das Fernsehen nicht mehr ertragen können.

---

\*20. September 2001, 11:08

Ein anderes Pendant oder Gegengewicht sind Bücher (einer Umfrage nach sind am Wochenende vor allem «eskapistische» Bücher verkauft worden) und Zeitschriften, darunter einige Magazine, die gestern und heute mit der ersten Ausgabe nach dem Unglück herauskamen. Sie sind deshalb wichtig, weil sie kritischen Journalisten, Schriftstellern und Intellektuellen ein Forum und viel Raum geben. Der am Wochenanfang erschienene «New Yorker» hat einen schwarzen Umschlag mit weisser Schrift, auf dem, schwarz in schwarz, die beiden Türme aufragen.

An meinem Zeitungsstand war die erste Lieferung binnen weniger Stunden ausverkauft. Es ist ein sehr ästhetisches Andenkenheft geworden; die exzellenten Fotos (die meisten von Magnum-Photographen) sind so «schön», dass sie den abgebildeten Szenen etwas von ihrem Grauen nehmen - ein Katastrophensouvenir. Ich mag die ungekünstelten, schnellen Zeitungsfotos lieber. Aber das Heft ist höchst lesenswert.

John Updike beschreibt, wie er zufällig von den Brooklyn Heights aus Augenzeuge aller Phasen der Katastrophe wurde; er denkt darüber nach, was in naher Zukunft aus den ihm teuren amerikanischen Freiheiten werden mag. Jüngere Schriftsteller, darunter Jonathan Franzen und Denis Johnson, fragen - wie Susan Sonntag auch, die am 11. September in Berlin war - nach den Ursachen für den Hass, der hinter diesem Anschlag steht und ihn wohl überhaupt nur ermöglicht hat. Franzen erinnert sich an die neunziger Jahre und den ersten Anschlag auf das World Trade Center: «Ganze Länder hassten uns ..., aber selbst wenn man in den neunziger Jahren geglaubt hat, weiterer Terrorismus in New York sei einzig und allein eine Frage der Zeit, war das, was wir am Dienstagmorgen empfunden haben, nicht intellektuelle rechthaberische Genugtuung und nicht nur mitfühlender Schrecken, sondern auch tiefe Traurigkeit über den Verlust unseres Alltags, unseres Lebens in wohlhabenden und vergesslichen Zeiten.»

Hier werden, vorsichtig noch, Fragen formuliert, um die es in den intellektuellen und politischen Debatten der nahen Zukunft gehen wird. Es scheint denkbar, dass eine Generation von Schriftstellern mittleren Alters bereit ist, sich stärker einzumischen.

Heute Morgen ergab es sich durch Zufall, dass ich gegen neun Uhr unten auf der Strasse zwei Leute traf, mit denen ich vor einer Woche um die gleiche Zeit dort gestanden hatte. Noch ist alles so nah, dass man sich genau erinnert, was wann und wo war. Jeden Tag bekomme ich neuerdings Anrufe von Leuten, die Flüge nach New York gebucht haben: «Glaubst du, dass wir flie-

gen sollten?» «Wir kommen nicht, uns ist die Lust auf New York vergangen.»

Am späten Nachmittag fuhr ich mit dem Taxi über die Manhattan Bridge nach Brooklyn, ging dann ein Stück weiter südlich und kam zur Promenade von Brooklyn Heights. Man sitzt oder steht dort wie im ersten Rang eines Theaters, und der Finanzdistrikt mit seinen eigenwilligen «Wolkenkratzern» zwischen Woolworth Building und den Gebäuden an der Südspitze bildet die Kulisse. Es ist die Gegend, wo Updike am 11. September auf dem Dach eines Hauses stand. Auf dem East River sehe ich Schlepper und hin und her flitzende weiße Fähren. Wer New York nicht kennt, kennt diesen Anblick aus dem Film «Manhattan». Aber hier ist er in Farbe, und dies ist the real thing - ich habe einmal erlebt, wie einer Besucherin an genau dieser Stelle aufging, dass sie nicht im Kino war. Die Sonne geht langsam unter, die kleinen Wolken sind kitschig-rosa beleuchtet. Ich sehe die grünliche Freiheitsstatue vor dem roten Himmel, die Staten-Island-Fähre (das schwimmende mehrstöckige Haus). Die Szene scheint perfekt, nur dass die Augen - nicht nur meine, auch die der vielen Menschen, die heute hier auf den Bänken sitzen - beim Ausschauen immer gleich wieder nach halb rechts hinübergleiten: Da fehlt etwas. Da fehlt es. Statt dessen eine - heute viel kleinere - fedrig-weiße Rauchwolke, die weiter oben rötlichgolden gefärbt ist.

Heute fahre ich mit der Subway zurück.